

Eröffnungsrede
von Prof. Dr. Werner Plumpe, Vorsitzender des VHD
zum 49. Deutschen Historikertag 2012
Mainz, den 25. September 2012

Sehr geehrter Herr Präsident, Exzellenz, sehr geehrter Herr Ministerpräsident, lieber Herr Oberbürgermeister, Magnifizenz, liebe Kolleginnen und Kollegen, meine Damen und Herren!

Zum 49. Deutschen Historikertag darf ich Sie im Namen des Verbandes der Historiker und Historikerinnen Deutschlands in Mainz herzlich willkommen heißen. Der Johannes Gutenberg-Universität Mainz und ihrem Präsidenten, bei denen der diesjährige Historikertag überaus freundliche Aufnahme gefunden hat, sind wir zu großem Dank verpflichtet, den ich gerne mit einem besonderen Gruß an Sie, Magnifizenz, verbinde. Die Universität Mainz zählt zu den ältesten deutschen Universitäten, wenn auch mit einer wechselvollen Geschichte, die eng mit dem Partnerland unseres diesjährigen Historikertages, Frankreich, verknüpft ist. 1477 eröffnet, 1798 unter französischer Herrschaft aufgehoben, aber rechtlich nicht untergegangen, wurde sie 1946 von der französischen Besatzungsmacht, fast möchte man sagen, in Korrektur der Entscheidung von 1798, wiedereröffnet und kann seither auf eine außerordentlich erfolgreiche jüngere Entwicklung zurückblicken. Eine besondere Freude ist es für uns daher auch, daß wir den Mainzer Historikertag in enger Kooperation mit unseren französischen Kolleginnen und Kollegen, für die ich stellvertretend Piere Monnet vom Institut français d'histoire en Allemagne herzlich willkommen heiße, begehen können und daß der Botschafter der Republik Frankreich in Deutschland diesen Historikertag persönlich begrüßen wird. Ihm und dem Generalkonsul Frankreichs, der aus Frankfurt zu uns gekommen ist, gilt unser besonderer Gruß. Darüber soll die Gastfreundschaft des Landes Rheinland-Pfalz, in dessen Mainzer Schloß wir diese Eröffnungsveranstaltung durchführen können, nicht vergessen sein. Auch Sie, Herr Ministerpräsident, und Sie, Herr Oberbürgermeister, darf ich im Namen der deutschen Historikerinnen und Historiker herzlich begrüßen und Ihnen unseren vielfachen Dank für Ihre Gastfreundschaft ausdrücken.

Der Mainzer Historikertag fällt in einen besonderen Abschnitt der jüngeren Geschichte. Die Nachkriegsordnung zumindest in Europa ist zwar bereits seit den späten 1980er Jahren zerfallen und hat einem historisch offenen Prozess dort Platz gemacht, wo man vorher nur an ein Fortschreiben der ewig gleichen Konfrontationssituation glauben mochte oder wollte. Doch ebenso wenig, wie die im Kalten Krieg scheinbar dauerhaft verfestigten Strukturen schließlich Dauer gewinnen konnten, hat sich das Reden vom Ende der Geschichte im Nachhall des Niedergangs des realen Sozialismus bewahrheitet. Vielmehr stehen die lange Zeit so erfolgreichen Strukturen der europäischen Integration, ihrerseits als Antwort auf die Verheerungen des Zweiten Weltkrieges entstanden, derzeit auf dem Prüfstand, ja sind in eine kritische Phase ihrer Entwicklung geraten. Hoffte man zunächst, die europäische Integration könne nach dem Fall des Eisernen Vorhangs eine Art gesamteuropäisches Modell werden, so sind die Risse in dieser Form der Integration in den vergangenen Jahren tiefer, nicht geringer geworden. Dies hat – und damit bin ich beim Thema unseres diesjährigen Historikertages – nicht zuletzt etwas

mit der Verfügbarkeit und dem Zugang zu Ressourcen, welcher Art zunächst auch immer, zu tun. Ressourcen sind – per definitionem – knapp. Der Zugang zu ihnen, ihre jeweilige Verfügbarkeit sind ein hohes Gut; die Legitimität und Akzeptanz politischer Ordnungen hängt davon ab, wie und in welcher Weise Ressourcenprobleme gelöst werden, sei es, was die Handlungsfähigkeit der Politik betrifft, sei es, eng damit zusammenhängend, was den Wohlstand und die Lebenszufriedenheit der Menschen angeht. Ungleichheit im Ressourcenzugang war und ist daher stets ein eminentes Problem, ja ein Krisenfaktor – und genau diese Erfahrung macht derzeit Europa, eine Erfahrung, die dadurch verschärft und undurchschaubar wird, daß sie hinter einem Geldschleier verborgen ist. Geld, das wissen wir spätestens seit Georg Simmel, ist eine diabolische Sache – es ist selbst keine Ressource, schon gar nicht unser elektronisches Geld der Gegenwart, das keinerlei intrinsischen Wert besitzt – aber es steuert und dirigiert den Ressourcenzugang. Daher ist heute, ja in der Moderne generell, die Frage des Zugangs zu Geld die entscheidende Frage: Der Zinssatz ist zum Menetekel der Politik geworden. Der Ressourcen-Konflikt wird durch die Geldvermehrung, um die sich Europa derzeit streitet, freilich nur aufgeschoben. Denn Geld ist selbst, wie gesagt, keine Ressource – auch wenn manche an die heilende Kraft des Geldes glauben.

„Wenn der Taler in dem Kasten klingt – die Seele in den Himmel springt!“ Die komplexe Vermischung von monetären und Ressourcenproblemen ist keineswegs eine moderne Erfahrung. Schon immer waren Ressourcen, und zwar keineswegs nur materielle Ressourcen, teuer und nur mit großem Aufwand zu erhalten. Der große Erfolg mancher religiösen Bewegung mochte auch damit zusammenhängen, dass sie den Zugang zu Heilsressourcen von der Verfügung über Geld oder Eigentum abkoppelte, zumindest zeitweilig. Nicht zufällig war hier das Geld oder das Streben nach ihm das schlechthin Glaubensfeindliche; Armut die vermeintlich größere Glaubensressource. Aber die Bedeutung des Geldes als Ressourcenvermittler konnte damit bestenfalls punktuell und zeitweilig gemindert werden, letztlich war die Armut, der Verzicht auf Geld und in gewisser Weise auch der Verzicht auf Ressourcennutzung, niemals ein Weg, den außerhalb von Klostermauern viele Menschen freiwillig beschritten hätten. Die Moderne löste das Problem daher auch nicht durch Verzicht, sondern durch Geldvermehrung. Das trug zwar im Zuge der kapitalistischen Entwicklung maßgeblich auch zur Ressourcenvermehrung bei. Diese Geldschöpfung, die sich in Form von Papiergeld seit dem frühen 18. Jahrhundert in Europa mehr und mehr durchsetzte, erwies sich zugleich aber als, ich sagte es, diabolisch. Zwar nahmen die Ressourcen zu, spiegelbildlich aber auch ihr Verbrauch, der Ressourcenzugang wurde daher keineswegs einfacher, die Geldkonflikte aber größer. Dessen Vermehrung stieß zudem an bis dato unbekannte Grenzen: Ein Zuviel an Geld führte zu Geldentwertung und Inflation, die seither ständige Begleiter der neueren Geschichte sind.

Ressourcen-Kämpfe und damit oft auch: Kämpfe um das Geld – diese zwei Seiten eines im Grunde zusammenhängenden Problems – haben Vorstand und Ausschuß zum Motto des diesjährigen Historikertages gewählt, die aktuellen und die zeitdiagnostischen Bezüge des Themas nicht nur stillschweigend in Kauf nehmend, sondern bewußt aufgreifend. Denn die Krise der europäischen Union (aber nicht nur diese, auch im Hintergrund der Arabellion etwa finden sich derartige Phänomene, ganz zu schweigen von den Problemen Afrikas, die nicht nur von aktuellen Ressourcenkämpfen, sondern bis in die Gegenwart auch von den Folgelasten ihrer imperialistischen Vorläufer geprägt sind) ist nicht zuletzt eine Folge der Beschränktheit der

verfügbaren Ressourcen, des über Geld, Recht und Macht gesteuerten Zugangs zu ihnen und der sich daraus ergebenden ungleichen Ressourcenverteilung in der europäischen Gemeinschaft; ihre Lösung ist aber eine Frage, die weit über das ökonomische Problem in ihrem Kern hinaus ausstrahlt, denn eine schlichte politische Abbildung der ökonomischen Disparitäten liefe auf eine andere Union hinaus als der Versuch, die ökonomischen Gefälle auszugleichen. Das selbst kann aber, freilich im Rahmen des ökonomisch Möglichen, nur politisch entschieden werden. Ressourcen-Konflikte sind daher stets politische Auseinandersetzungen. Ohne historische Analogien zu überdehnen, liegt gerade hierin eine Chance der Geschichtswissenschaft, nämlich eine Art Labor dafür zu sein, wie derartige Probleme und Konflikte unter anderen Umständen bewältigt oder eben nicht bewältigt wurden. Die Schlüsse für die Gegenwart muß der Historiker, die Historikerin gar nicht einmal selbst ziehen; Anachronismen sind auch keineswegs zwangsläufig, wenn es darum geht, Möglichkeiten der Konfliktbewältigung vergleichend zu bedenken. Im Gegenteil zeigt die historische Forschung gerade, daß es keine „Rezepturen“ gab und wohl auch keine Rezepturen erfolgreicher Problemlösung geben kann, weder im vorwärts- noch im rückwärtsgewandten Sinne. Jede Krise ist insofern, möchte man sagen, gleich nah zu Gott und insofern wird die politisch-kulturelle Dimension der Ressourcen-Konflikte durch ihren zumeist materiellen Charakter keineswegs in Frage gestellt. Ressourcen-Konflikte und ihre historische Betrachtung können vielmehr im Gegenteil dazu beizutragen, die oft künstliche Trennung oder den vermeintlichen Widerspruch zwischen Wirtschafts-, Politik- und Kulturgeschichte in produktiver Weise zu überwinden. Denn Ressourcen-Konflikte haben zwar ihren zumeist materiellen Kern; ihre Bewältigung hängt aber von einer Vielzahl politischer, rechtlicher und kultureller Gesichtspunkte ab, wie im übrigen andererseits ja gar nicht zu übersehen ist, daß politisches Handeln selbst Ressourcen-Konflikte erst hervorrufen oder zumindest dramatisch verschärfen kann. Es geht uns mithin nicht um eine Art „material oder gar materialistic turn“ in der Geschichtswissenschaft, obwohl wir ihn, sieht man vom historischen Materialismus hier einmal ab, in dieser Form noch nicht hatten und er insofern durchaus etwas Verlockendes hätte. Ein weit gefasster Ressourcenbegriff zeigt zudem rasch, daß eine Engführung, gar eine Art materieller Determinismus, nicht sehr weit führen würde. Nein, mit Ressourcen-Konflikten thematisieren wir einen Kern historischer Wandlungsphänomene, der weit über seine materielle Dimension hinausweist. Das Studium der Ressourcen-Konflikte, könnte man daher mit Jakob Burckhardt sagen, macht vielleicht nicht klug für morgen, aber doch, wenn nicht weise, so doch gelassener für die Zukunft. Doch kann und soll das hier offen und den Diskussionen der kommenden Tage überlassen bleiben.

Das durchaus verwickelte Verhältnis von Geld und Ressourcen bestimmt indes nicht allein den Gang der Weltgeschichte; es hat auch die Lage der Geschichtswissenschaft an den deutschen Universitäten in den vergangenen Jahren in einer Weise affiziert, daß hierzu ein Wort gesagt werden muß. Unsere Hochschulen sind notorisch unterfinanziert, zumindest wenn man ihre Grundfinanzierung betrachtet und diese mit der Entwicklung der Studentenzahlen in den vergangenen Jahrzehnten abgleicht. Insofern fehlt uns im Alltag Geld, um die nötigen Ressourcen zur Bewältigung der laufenden Aufgaben in Forschung und Lehre zu finanzieren. Das wird politisch keineswegs bestritten, nur ist man dort der Auffassung, daß eine Vermehrung der Geldzuweisung im Gegensatz zu früher an nunmehr abrechenbare akademische Erfolge geknüpft werden sollte, sei es in Form von Exzellenzinitiativen, Zielvereinbarungen, Forschungsratings, Lehrevaluationen, Drittmittelquoten, Impact-Faktoren, Zitierhäufigkeiten etc.

Der Phantasie im Erfinden von vermeintlich guten Effizienzmarkern ist keine Grenze gesetzt, zumal sich ja auch die Privatwirtschaft mit ihrer insofern grenzenlosen Phantasie daran beteiligen darf. Nur: hier wird die Unterscheidung von Geld und Ressourcen entweder nicht gemacht oder nicht begriffen! Das hat zu einer eigenartigen Situation geführt: Unsere Kolleginnen und Kollegen an den Historischen Seminaren und den Forschungsinstituten verbrauchen die vorhandenen Ressourcen in einem immer größeren Ausmaß, um Geld einzuwerben und jenen schönen Schein des Erfolges zu inszenieren, der potentielle Geldgeber anlocken soll. Die insofern aufgeblähte Selbstdarstellung der Universitäten allein ist überaus ressourcenintensiv und entsprechend teuer! Darüber könnte man hinwegsehen, hätten nicht die auf diese Weise geradezu erzwungenen akademischen Ressourcen-Konflikte paradoxe Folgen. An den Universitäten, aber auch an den außeruniversitären Forschungseinrichtungen wird ein zunehmend größer werdenden Ressourcenverbrauch betrieben, um Gelder für die Zukunft einzuwerben, mit denen dann Ressourcen für etwas eingekauft werden sollen, was man nicht tun konnte, da man ja Exzellenz zeigen und Drittmittel einwerben mußte. Nicht selten werden diese zusätzlichen Mittel bereits im Hinblick darauf verplant, sie erneut auch zur Geldeinwerbung zu nutzen. Sieht man von vielen durch die W-Besoldung erzwungenen Forschungsanträgen einmal ab, deren Sinn ohnehin nur darin besteht gestellt zu werden, so hat man bei vielen Initiativen und Projekten das nicht ganz irrealer Gefühl, ihr Sinn sei erledigt, sobald sie bewilligt sind. Die neue Form der Finanzierung der Universitäten sieht insofern zwar wie Zuwachs aus und ist doch oft nur die Kannibalisierung der vorhandenen Forschungs- und Lehrressourcen. Das ist zugespitzt formuliert, doch werden Sie mir das nachsehen. Der Verband der Historiker und Historikerinnen Deutschlands ist an guter akademischer Lehre und Forschung und insofern natürlich auch an guten Arbeitsbedingungen für die deutschen Historiker sehr interessiert: Ressourcen-Konflikten, die bestenfalls paradoxe Folgen haben, können wir folgerichtig nur wenig abgewinnen. Das muß sich ändern.

Kommen wir aber zurück zu unserem Historikertag, dessen Ressourcen in materieller und geistiger Hinsicht gesichert sind. Dafür gilt unser Dank insbesondere dem Mainzer Vorbereitungsteam und allen Helfern und Förderern, die unsere Historikertage zum Teil seit langer Zeit mit Rat und Tat unterstützen. Ressourcen-Konflikte soll und wird es in den folgenden Tagen, so hoffen wir, bestenfalls dann geben, wenn die Zahl der Sitzplätze in manchen Sektionen knapp wird; aber das ist ein Ressourcen-Konflikt, den wir mit einem weinenden und lachenden Auge zugleich sehen werden. Ansonsten sind Konflikte unser Thema, nicht unser *modus operandi*, akademischer Streit, der uns Freude macht, selbstverständlich ausgenommen. Das Programm verspricht vieles, und wird, so hoffe ich, auch manches halten. In diesem Sinne wünsche ich Ihnen und uns einen erfolgreichen und fruchtbaren 49. Deutschen Historikertag, den ich hiermit eröffne.